

Maschinenengel

Dominik A. Meier

Copyright © 2018 Dominik A. Meier

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk, einschließlich seiner Teile,
ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt
insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

ISBN: Noch nicht vergeben
Independently published

Umschlaggestaltung: Dominik A. Meier
Lektorat, Korrektorat: Dominik A. Meier

Kontakt
Dominik Meier
Regnitzstraße 22
91330 Eggolsheim
Mail: d.meier91@gmx.de

GEWIDMET

Meiner Frau, die stets
an mich geglaubt hat.

KAPITEL 1

Ich fragte mich manchmal, warum der Mensch ein Bewusstsein besaß. Waren wir nicht viel zu oft kaum mehr als Schlafwandler, gefangen in der unbarmherzigen Kausalität der Wirklichkeit, unfähig, sie zu beeinflussen oder gar zu ändern? Warum gaukelten wir uns überhaupt vor, einen freien Willen zu haben, wenn wir doch nur kleine Rädchen in der kalten und präzisen Maschinerie des Schicksals waren? Vielleicht brauchten wir diese Illusion, um die unerträgliche Redundanz unseres nutzlosen Alltags zu ertragen. Ich wusste es nicht. Schon oft hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen und war zu keiner Antwort gekommen. Ich hatte einzig die Erkenntnis gewonnen, dass wir vermutlich besser dran wären, könnten wir Schlafwandlern gleich durch unser Leben stolpern, ohne Kenntnis unserer Umgebung, ohne Rücksicht auf uns oder andere, gefangen in einem bittersüßen Traum.

Ich hob den Kopf und sah dem dunkeln Rauch nach, der in dichten Schwaden langsam in den Himmel stieg und die goldene Morgendämmerung verdunkelte. Es war ein klarer, wolkenloser Tag. Das Gras glänzte noch vom letzten Regen und die Luft hatte diese angenehm kühle Temperatur, die eigentlich kalt sein sollte, im Sommer jedoch so unglaublich erfrischend wirkte. Ironisch, etwas so Schönes am Tag nach einer fürchterlichen Tragödie zu

sehen. Aber so vieles auf dieser Welt war nicht gerecht. Man konnte versuchen, es zu ändern oder es akzeptieren. Letzteres war einfacher.

Schweigend standen wir um den Scheiterhaufen, nahmen Abschied von einem teuren Freund, einem geliebten Bruder. Das Ende war schnell gekommen, überraschend und unvermeidlich. Es hatte uns einmal mehr daran erinnert, wie klein und zerbrechlich wir eigentlich waren, wie schnell unser Dasein vorbei sein konnte und wie wenig Macht wir über das Schicksal hatten.

Das trockene, helle Holz knisterte, als die Flammen es nach und nach entzündeten. Immer höher und immer heller loderten sie, bis sie schließlich auch den toten Leib vollständig umschlossen und langsam verzehrten. Nun verging das wenige, was übrig war. Asche zu Asche und Staub zu Staub. Auch ein Mensch war nur Nahrung für das Feuer und am Ende eines jeden Lebens blieben stets nur Asche und Staub übrig. So war es immer gewesen und so würde es auch immer sein. Denn auch wir waren keine Ausnahme. Wir mochten Technologie haben, Medizin, Wissen und scheinbare Allmacht, wir beherrschten diesen Planeten und die Kreaturen darauf, doch wenn es mit uns zu Ende ging, zerfielen wir wie alles andere auch.

„Mach's gut, Bruder“, flüsterte ich und spürte, wie mir eine einsame Träne über die Wange rann. Ich versuchte gar nicht, sie abzuwischen, denn wo sie herkam, warteten noch so viele mehr. „Wir werden dich vermissen.“

Der Tod war nichts Neues für uns. Nein, im Gegenteil. Er war ein treuer Begleiter und oft auch ein mächtiger Verbündeter. Doch er war nun mal der Tod. Wen er zu sich holte und wen nicht, wussten wir nie. Es war grausamer Zufall, höhnisches Schicksal. Mal waren es wenige Sekunden, mal wenige Worte und mal wenige Millimeter, die uns von ihm trennten und uns neues Leben schenkten. Dinge, die in ihrer unendlichen Bedeutungslosigkeit doch über alles entschieden. Und auch, wenn wir uns das stets vor Augen führten und

wussten, dass auch unser Leben jederzeit in einer infernalischen Stille enden konnte, so schmerzte der Abschied trotzdem jedes Mal aufs Neue.

Fen trat nach vorne und stimmte mit seiner tiefen Stimme das Vaterunser an. Ein altes Ritual, das ich schon viel zu oft hatte miterleben müssen. Wir hatten unsere Toten schon immer so verabschiedet und würden es auch immer tun. Es gab uns Halt, Sicherheit. Dieses Ritual war eines der wenigen Dinge auf dieser Welt, die wir beeinflussen konnten, denen wir nicht hilflos ausgeliefert waren. Ein Fels in der tosenden Brandung, ein Grashalm in Sturm. Ich empfand es als tröstend, zu wissen, dass auch ich eines Tages dort liegen und dass auch für mich dieses Ritual abgehalten werden würde. Vielleicht war es schon in wenigen Tagen soweit, vielleicht erst in vielen, vielen Monaten. Doch jeder hier wusste, dass der Tag kommen würde, an dem andere an unserer statt hier standen und uns betrauereten.

Schweigend warf ich einen letzten Blick auf den brennenden Körper unseres Bruders, der langsam in den Flammen verschwand. Das Feuer machte uns alle gleich, unabhängig davon, wie gut oder schlecht wir in unseren Leben gewesen waren. Es hatte etwas Friedliches an sich, ihn da liegen zu sehen, gehüllt in seine schwarze Kutte. Ich wusste, dass niemand mehr etwas an seinem Tod ändern konnte und dass niemand ihn hätte verhindern können. Ich wusste nicht einmal, ob er sich nicht sogar den Tod herbeigesehnt hatte. Trotzdem fiel mir der Abschied schwer. Schwerer, als ich zugeben wollte. Noch eine Träne rann über meine Wange. Und noch eine. Ich zog meine Kapuze über, zog sie tief in mein Gesicht, bis es fast vollständig verhüllt war. Die anderen sollten nicht wissen, wie sehr es mich schmerzte. Ich musste stark sein.

„Ruhe in Frieden, Freund“, beendete Fen schließlich sein Gebet und damit die schmucklose Trauerfeier für einen Menschen, dessen Namen die Welt niemals erfahren würde. Auch wenn er so viel für sie geleistet und geopfert

hatte. Es war nicht gerecht. Es war niemals gerecht. Wir waren zwar selten mehr als Blätter im Wind der Zeit, doch ich hatte meinen eigenen, kleinen Weg gefunden, der Stille des Vergessens ein Schnippchen zu schlagen. Es war nicht viel, aber es bedeutete mir dafür umso mehr. Ein Zeichen, dass es nicht ganz umsonst war. Und dieses Zeichen war eine große, alte Eiche, die einsam inmitten der Wiese stand, nur ein paar Meter von uns entfernt. Mit dem Respekt, der einem Monument der Erinnerung gebührte, ging ich auf sie zu und legte eine Hand auf die raue, von Wind und Wetter gezeichnete Rinde. Sie war ein alter Freund von mir, hatte so viele Menschen überdauert und würde auch mich überleben. Ich kam stets hierher, wenn ich nachdenken musste, wenn ich trauern oder allein sein wollte. Sie verstand mich, wie sie da stand, unberührt von den Leiden der Menschen, still und stumm. Doch noch lebte ich. Und so bückte ich mich und zog ein kleines Messer aus meinem Stiefel. Zu viele Namen schon hatte der kalte Stahl in diesen Baum ritzen müssen. Zu große Teile der Rinde bewahrten bereits die Erinnerung an zu viele gute Freunde. Aber so lange ich lebte, würde ich den Namen jedes einzelnen hier bewahren. Zwar nicht für die Ewigkeit, aber für ein paar Jahrzehnte. Das war alles, was ich tun konnte. Ios. So hatte er geheißen.

Ich blieb einen Moment vor dem Baum stehen, senkte meinen Kopf und gedachte ihm. Er war ein guter Freund gewesen, ein tapferer, aufrichtiger Mensch. Pflichtbewusst und loyal. Klischees, das war mir klar, doch ein ehrliches Klischee war besser als so manche Lüge. Nicht alle waren zu Außergewöhnlichem bestimmt. Doch man hatte sich auf ihn verlassen können. Und er war sich nie um einen Spruch verlegen gewesen, egal, wie derb er auch war. Verdammt. Ich würde ihn vermissen. Ein paar Minuten verharnte ich so. Wenn auch nur ein kleines Detail anders verlaufen wäre, würde er heute hier stehen und nicht ich. Vielleicht auch keiner von uns. Das durfte ich nie vergessen. Und so zollte ich ihm den gleichen Respekt, wie

ich ihn auch dem Schicksal zollte.

Irgendwann hörte ich schwere Schritte hinter mir. Ohne ihn zu sehen, wusste ich bereits, dass Fen auf mich zukam. Nur er schaffte es, so laut auf Gras zu gehen, nur er schaffte es, die Stille dieses Morgens so grausam zu zertrümmern. Ich hätte gerne noch ein paar Augenblicke für mich gehabt, aber daraus wurde wohl nichts. Als er bei mir war, legte er seine große Hand auf meine Schulter und zwang mich recht unsanft zum Umdrehen. Ich schloss die Augen, unterdrückte eine letzte Träne und blickte auf.

Er stand direkt vor mir und schaute mich mit seinem gewohnt grimmigen Blick an. Fen war einer der Menschen, denen immer die Last der Welt ins Gesicht geschrieben stand. Doch plötzlich fing er an, zu lächeln. Ein aufmunterndes, warmes Lächeln, eines, wie man es selten bei ihm sah. Ios und er waren nicht nur Brüder im Geiste gewesen, sondern leibliche Brüder. Ich konnte mir kaum ausmalen, wie er sich fühlen musste. Und trotzdem lächelte er. Er weinte keine Tränen um etwas, das wir nicht mehr ändern konnten. Dafür schätzte ich ihn. Er wusste, dass es weitergehen musste.

Genau wie die anderen, die hinter ihm standen und in meine Richtung blickten. Sie alle wussten, dass es weitergehen musste, wussten, dass es uns jederzeit erwischen konnte. Ihre Wunden erinnerten sie stets daran, denn jeder von ihnen war, wie auch ich, gezeichnet von unseren Aufgaben. Da war Ira, die Jüngste von uns. Eine lange Narbe zog sich schräg über ihr Gesicht. Doch statt sie zu verunstalten, verlieh sie ihr eine kämpferische und zugleich zarte Schönheit. Sie war noch nicht lange bei uns, aber ich hatte sie schon sehr zu schätzen gelernt. Sie war genauso klug und flink, wie sie melancholisch und verträumt war. Neben ihr stand Zen. Er lachte nicht besonders oft und trug einen schwarzen Verband über seinem linken Auge. Er hatte es direkt bei seiner ersten Mission verloren und lehnte einen künstlichen Ersatz seither stur ab. So wollte er an seinen Fehler erinnert

werden, sagte er immer wieder. War vermutlich auch besser so, denn der Verband verdeckte auch große Teile seiner narbenüberzogenen Glatze. Und schließlich war da noch Aro, der, egal, wie schlimm die Dinge auch standen, immer einen flotten Spruch auf den Lippen hatte. Wobei das nur eine Redewendung war. Aro besaß keine Lippen mehr. Vor einiger Zeit schon war ihm der Unterkiefer weggeschossen worden und seither hatte er einen metallisch schimmernden Ersatz.

„Nimm es nicht so ernst, Squadleader“, sagte Fen schließlich, während er mich mit leichter Gewalt zu den anderen schob. Eher widerwillig ging ich mit. Mir war gerade noch nicht nach Reden. Aber wenn Fen entschied, dass man irgendwo hinzugehen hatte, dann gab es wenig, was man dagegen tun konnte. Er hätte auch den Baum ausreißen können, wenn er der Ansicht gewesen wäre, dass er woanders besser hinpasste.

„Nenn mich nicht so“, knurrte ich und entzog mich seinem Griff. „Wie oft soll ich das noch sagen?“

„Da, wo er jetzt ist, geht's ihm besser“, fuhr er unbeirrt fort und schlug mir auf die Schulter. Sofort schossen mir Tränen in die Augen. Ich schnappte nach Luft, konnte mich kaum auf den Beinen halten und musste mich an ihm abstützen. Irgendwas hatte gerade geknackt und das tat wirklich verflucht weh.

„Scheiße, tut mir leid, Squadleader!“, rief er und lachte auf.

„Ich habe mich noch nicht an diesen kybernetischen Arm gewöhnt! Sorry!“

„Schon in Ordnung“, presste ich heraus, während ich versuchte, den donnernden Schmerz zu ignorieren, der meine gesamte linke Körperhälfte lähmte. Vermutlich hatte er mir gerade die Schulter gebrochen. Wundern würde es mich nicht. Erst letzte Woche hatte er beim Armdrücken Aros Hand angebrochen. Verdammt, tat das weh! Ich konnte kaum atmen vor Schmerz, geschweige denn meinen Arm bewegen. Und ich wusste, dass es morgen erst richtig wehtun würde.

„Also, was steht jetzt auf dem Plan, Rah?“, fragte Aro. Seinen Worten klang wie immer ein metallisches Geräusch nach, fast so, als würde er in ein kaputtes Mikrofon sprechen. Er war der einzige im Squad, der mich mit meinem Namen ansprach. Naja, fast. Meinen richtigen Namen hatte ich schon vor Jahren abgelegt. Rah war die Bezeichnung, die mir zugewiesen worden war. Aber das gefiel mir immer noch hundertmal besser als Squadleader. Ich kannte meine Position und musste nicht ständig daran erinnert werden, dass ich die Verantwortung für diesen Haufen von Irren hatte.

Ich kratzte mich langsam am Kinn und dachte nach. Das war eine gute Frage. Wahrscheinlich gab es – wie immer – mehr als genug zu tun. Ich hatte noch nie erlebt, dass wir nicht irgendwo gebraucht wurden. Aber trotzdem... Trotzdem hatte ich bisher noch keinen unmittelbaren Befehl bekommen. Das war wirklich ungewöhnlich. Aber gäbe es eine dringende Mission, wüssten wir längst davon. Hoffte ich zumindest. Und da dem nicht so war, vermutete ich nun einfach mal, dass man uns gerade nicht brauchte. Oder man hatte uns vergessen. Aber daran konnten wir auch nichts ändern. Und das hieß, ich konnte es verantworten, uns ein paar Tage Urlaub zu gönnen. Man würde uns sowieso schon früh genug wieder zusammentrommeln.

„Ich denke“, sagte ich schließlich und blickte in die Runde. „Wir haben uns ein paar freie Tage verdient.“

Einen Augenblick lang war ich mir nicht sicher, ob mich die anderen wirklich verstanden hatten. Doch dann lächelten sie mich allesamt müde an, halb ungläubig, halb überrascht. Für mehr als dieses müde Lächeln hatte keiner mehr die Kraft. Auch ich nicht, obwohl ich wirklich versuchte, aufmunternd zu schauen. Die letzten Monate hatten ihren Tribut gefordert. Von uns allen. Wir waren nahezu pausenlos im Einsatz gewesen, waren von einem Ende der Welt zum anderen gereist, hatten wenig Ruhe und noch weniger Schlaf gehabt. Und wenn ich so darüber

nachdachte, dann waren ein paar Tage Urlaub eigentlich die beste Nachricht, die ich seit langer Zeit mitgeteilt hatte. Aber trotzdem konnte sich gerade keiner wirklich freuen. Naja, immerhin meinten sie es nicht böse, das wusste ich ja. Aro war übrigens der einzige, der nicht lächelte. Das konnte er natürlich auch nicht mehr. Er verzog nur die Oberlippe und sah dabei unfassbar dämlich aus. Deswegen ließ er es oft einfach sein. Ira hatte ihm deswegen mal einen Smiley auf den Kiefer gemalt. Das hatte er nicht witzig gefunden.

„Ach verdammt, das meinst du wirklich ernst, oder?“, rief Zen schließlich ungläubig und lachte eines seiner seltenen Lachen. Ich schaute ihn kurz mit hochgezogenen Augenbrauen an und nickte schließlich, woraufhin er sofort auf der Stelle kehrt machte und mit schnellen Schritten über die Wiese zu seinem Auto lief, das er an der Straße geparkt hatte. Im Weggehen hob er noch die Hand zum Abschied. Gut so. Je schneller man die wenige freie Zeit nutzt, die wir hatten, desto besser. Wobei es ihn nicht umgebracht hätte, ‚Tschüss‘ zu sagen.

„Okay, da das anscheinend kein Scherz ist, sage auch ich mal: Haut rein, bis die Tage!“, lachte Aro und marschierte ebenfalls weg. Fen folgte ihm dichtauf und zusammen stiegen sie in den uralten, grell-gelben Wagen, den Aro sein Eigen nannte. Ein grottenhässliches Teil. Ich fragte mich bis heute, wie er es verantworten konnte, in dieser Schrottaube zu fahren. Naja, das war sein Problem. Ich wäre wahrscheinlich vor Scham im Boden versunken.

Nur Ira stand noch da, tänzelte unruhig von einem Bein aufs andere und schaute mich mit einem Blick an, den ich nicht wirklich deuten konnte. Sie sah fast aus wie ein Teenie, wie sie so dastand, knallrot im Gesicht. Ich zog eine Augenbraue hoch und erwiderte lächelnd ihren Blick, doch sie schaute augenblicklich zu Boden und lief noch viel röter an.

„Hättest du...“, sagte sie leise und zog sich die Kapuze vom Kopf, sodass ihr kurzes, blondes Haar zum

Vorschein kam. „Hättest du vielleicht Lust, ein bisschen mit zu mir zu kommen?“

Mein Herz jagte mir augenblicklich eine derart große Ladung Adrenalin ins Blut, dass mir die Luft wegblieb. Eher halbherzig versuchte ich, meinen Versuch, nicht zu ersticken, als Räuspern zu tarnen. Doch selbst ein Tauber hätte gehört, dass ich mich gerade ebenfalls aufführte wie ein nervöser Teenager. Mein Herz raste. Verdammt. Ich mochte Ira. Ich mochte sie wirklich gerne. Ehrlich gesagt hatte ich mich schon an dem Tag in sie verguckt, an dem sie zu uns gekommen war. Sie war jung, wunderschön, klug, witzig und herzlich. Beinahe zu perfekt. Ich schaute in ihre glänzenden, tiefblauen Augen. Sie hatte immer einen melancholischen, verträumten Blick, der mich schon in dem Moment verzaubert hatte, an dem ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. Ich bewegte ein paar Mal stumm die Lippen und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Ich musste mich zusammenreißen.

„Sehr gerne“, antwortete ich schließlich und lächelte sie an. Mehr fiel mir gerade einfach nicht ein. Wahrscheinlich hätte ich irgendetwas Charmantes oder vielleicht auch Witziges sagen sollen oder zumindest ein paar Worte mehr als dieses halbherzige Gestammel, aber mir wollte einfach nichts einfallen. Mein Kopf war wie leergefegt. Ich war einfach nur, starrte sie an und konnte mein Glück gar nicht fassen, dass sie Zeit mit mir verbringen wollte. Wie versteinert stand ich da. Und hätte sie mir nicht ein paar Augenblicke später mit einem Kopfnicken bedeutet, ihr zu ihrem Auto zu folgen, wäre ich vermutlich noch stundenlang hier gestanden. Ich hatte keine Ahnung, wie ich meine Beine überhaupt dazu brachte, sich zu bewegen, aber irgendwie schaffte ich es tatsächlich, ihr über die Wiese zu folgen. Die ganze Zeit überlegte ich mir, was ich sagen sollte und wie ich die unangenehme Stille durchbrechen konnte, die gerade herrschte. Aber so, wie es sich gerade anfühlte, hatte mein Verstand schon größte Mühe damit, mich überhaupt aufrecht zu halten und meine

Beine zur Bewegung zu zwingen. Ich sollte vermutlich erstmal damit zufrieden sein, weiter zu atmen und nicht umzufallen. Leider war Ira ebenfalls zu nervös, etwas zu sagen. Das war offensichtlich. Sie hielt den Kopf gesenkt und schaute die meiste Zeit zu Boden, drehte sich aber alle paar Schritte zu mir um. Dabei lächelte sie mich immer an, wurde aber jedes Mal noch röter, als sie ohnehin schon war. Verdammt. Ich war so nervös. Wieso zum Teufel war ich so nervös? Ich musste mich irgendwie beruhigen, wenn ich nicht wie ein Vollidiot aussehen wollte.

Iras Auto war ein riesiger, schwarzer Geländewagen. Ich hatte ihn schon ein paar Mal gesehen, war aber noch nie drin gesessen. Genau genommen hatte er mehr Ähnlichkeit zu einem Panzer als zu einem Auto. Keine Ahnung, wie sie sich so ein Teil leisten konnte, geschweige denn, wie sie es durch die engen Straßen dieser Gegend manövierte. Eindrucksvoll war es aber allemal. Hey, das war gerade der erste klare Gedanke, den ich in den letzten Minuten gefasst hatte. Vielleicht musste ich mich nur irgendwie ablenken. Über andere Gedanken konnte ich mich sicher beruhigen. Also. Indem sie mich mitnahm, sparte ich mir das Geld für ein Taxi. Das war doch schon mal was. Ja, genau! Ich musste mich auf Kleinigkeiten konzentrieren, dann fiel mir sicher auch irgendwas ein, was ich sagen konnte! Nur leider ging das nicht schnell genug. Denn ehe ich mich versah, setzte ich mich schon auf den Beifahrersitz und schnallte mich an. Mit einem gewaltigen Dröhnen startete der Motor. Das tiefe Brummen des Wagens ließ den Sitz vibrieren, als wir wenige Augenblicke später losfuhren.

„Du hast Geschmack“, zwang ich mich endlich, zu sagen und lächelte sie an. „Das ist ein schickes Auto.“

„Danke“, kicherte sie. „Ich mag große Autos. Sie geben mir ein Gefühl von Freiheit. Und sie sind eine nette Abwechslung zu den blöden Schützenpanzern, in denen wir die ganze Zeit hocken. Ich hasse die Teile. Viel zu eng und stickig. Ich passe da kaum rein. Wie schafft das

eigentlich Fen?“

„Keine Ahnung“, gab ich zu und zuckte mit den Schultern.

„Ich glaube, er hat Knochen aus Gummi. Anders ist das kaum möglich. Du musst mal drauf schauen, wie er sitzt. Total verrenkt. Echt keine Ahnung, wie er das macht.“

„Wir hatten noch keine Möglichkeit, ungestört miteinander zu reden“, meinte sie nun, während sie den Wagen in die Häuserschluchten der Stadt in der Nähe der Wiese lenkte.

„Ich bin jetzt seit drei Monaten im Team und habe noch mit keinem von euch privat geredet. Es freut mich, dass wir endlich mal dazu kommen.“

„Das stimmt“, seufzte ich. „Es ist ein... stressiger Beruf.“

Sie lachte. „Das stimmt... Rah, bevor wir irgendwas anderes machen, möchte ich etwas loswerden. Also... Ich bin echt nicht gut in sowas.... Es gibt da was, das ich dir dringend sagen sollte... Oder sagen möchte. Über mich... Verdammst. Wie sage ich das am besten? Okay... Also... Ich bin eine Adeptin. Ich wurde vor acht Jahren, also mit fünfzehn, eingezogen. So. Jetzt ist es raus.“

Ich brauchte einen Moment, bis ich ihre Worte verstand. Doch als ich es tat, setzte mein Herz augenblicklich einen Schlag aus, nur um sich danach umso schmerzhafter zurückzumelden. Das konnte nicht ihr Ernst sein! Ich riss den Kopf zur Seite, starrte sie an, öffnete den Mund, nur um ihn gleich wieder zu schließen. Ich wollte etwas sagen, doch da war nichts, was ich sagen konnte, absolut gar nichts. Was sollte ich darauf nur sagen? So viele Gedanken rasten durch meinen Kopf, so viele, dass ich gar nicht wusste, wie ich sie überhaupt zum Ausdruck bringen sollte. Ira war eine Adeptin. Eine angehende Wächterin. Ich starrte sie weiter an, versuchte, dem Chaos in meinen Gedanken ausreichend Form zu verleihen, um sie zu Worten zu formen, doch das war unmöglich. So viele Gedanken, Emotionen und auch Ängste schossen durch meinen Kopf, dass ich gar nicht wusste, wie ich jemals alle verstehen sollte. Und das ganze Adrenalin in meinem Blut machte die Sache nicht gerade einfacher.

„Warum hast du nichts gesagt?“, fragte ich schließlich nur. Mein Mund war staubtrocken und meine Stimme bebte. Es gab so vieles, was gesagt werden musste, so viele Fragen, die nach Antworten verlangten. Wie hatte ich nur so blind sein können? Die Zeichen waren offensichtlich gewesen. Jetzt, wo sie das gesagt hatte, war es mir schlagartig klar geworden. Ich hätte es erkennen können. Hätte es erkennen müssen. Die ganze Zeit lang. Wie hatte ich das alles nur übersehen können? Ira war jung. Viel zu jung, als dass sie auf regulärem Weg in unsere Einheit hätte gelangen können. Ich hatte Mist gebaut. Mächtigen Mist. Ich hätte viel früher nach ihrem Hintergrund fragen müssen, hätte mich über sie informieren müssen, hätte es irgendwie rausfinden müssen. Ich hätte für sie da sein müssen, hätte ihr helfen müssen, hätte alles tun müssen, was in meiner Macht stand, um ihre Last zu erleichtern. Warum hatten mir nicht mal diese Schwachköpfe im Kommandostab etwas gesagt?

Ira stoppte den Wagen in einer schmalen, heruntergekommenen Seitengasse zwischen zwei verwehrlosten Mehrfamilienhäusern, lehnte sich nach vorne und stützte sich am Lenkrad ab. Sie atmete ein paar Mal tief ein und aus.

„Weil ich Angst habe“, flüsterte sie und schaute mit müden Augen irgendwo ins Dunkel der Häuserschlucht. „Ich habe fürchterliche Angst, Rah. Ich kann kaum schlafen vor lauter Angst. Ich habe mir immer eingeredet, dass es schon irgendwie gut werden würde, dass ich da vielleicht doch irgendwie rauskomme. Aber je näher... es... rückt, desto nervöser werde ich.“

„Schon gut“, murmelte ich. „Das kriegen wir hin. Irgendwie.“

Etwas Besseres als diese inhaltsleere Floskel fiel mir nicht ein. Ich wusste genauso gut wie sie, dass wir das nicht irgendwie hinkriegen würden. Ich hatte nur irgendetwas sagen wollen, um sie zu trösten. Vielleicht auch, um meine eigene Hilflosigkeit zu überdecken. Wie sollte ich nur eine

junge Frau trösten, die mit dem Wissen leben musste, bald eine Wächterin zu werden? Niemand hatte ein derartiges Schicksal verdient. Die Last dieses Wissens wog schwer. So schwer, dass ich mir nicht ausmalen konnte, wie sehr es sie belasten musste.

Ira stieg nun schweigend aus dem Auto und ging wortlos in eines der Häuser. Ich folgte ihr in das oberste Stockwerk und dachte angestrengt darüber nach, wie ich sie doch irgendwie trösten oder vielleicht sogar aufmuntern konnte. Doch mir fiel nichts ein. Von den Wänden des Treppenhauses bröckelte der Putz und der beißende Gestank von Urin hing in der Luft. Nicht wenige Wohnungstüren waren eingeschlagen und die dahinterliegenden Räume sahen selten besser aus als das Haus von außen. Müll und Unrat stapelten sich überall. Nur vor Iras Wohnung nicht. Ihr Stockwerk war das einzige, das halbwegs vernünftig aussah. Und ich konnte auch sofort erkennen, wieso. Sie hatte das schwarze Balkenkreuz, das Zeichen unseres Ordens, an die Tür gemalt. Groß genug, dass auch der betrunkenste Versager kapierte, dass er hier nichts verloren hatte. Einfach und effektiv.

Ihr Appartement war gemütlich. Naja, zumindest relativ gemütlich. So komfortabel, wie man es in einer Gegend wie dieser nun mal einrichten konnte. Sie hatte sich offensichtlich große Mühe gegeben und den wenigen Platz so gut wie möglich genutzt. Im Wohnzimmer stand ein großes, gemütlich aussehendes Sofa mit einem Haufen wild zusammengewürfelter Decken und Kissen, sowie zwei knallbunte Sessel, die allerdings so aussahen, als würden sie jeden Augenblick in sich zusammenbrechen. Dazu ein paar, farblich ganz und gar nicht passende, flauschige Teppiche und jede Menge bunter Bilder an den Wänden. Nur das kleine, verstaubte Fenster blieb frei. Dafür, dass sie bestenfalls ein paar Tage im Jahr hier war, hatte sie es sich wirklich gemütlich gemacht. Das musste man ihr lassen.

„Mach's dir bequem“, sagte sie schließlich und lächelte mich gezwungen an, bevor sie in die Küche huschte. Ich schaute ihr einen Moment lang nach und fragte mich, was sie da wohl zu schaffen hatte. Wir waren die letzten drei Monate ununterbrochen im Einsatz gewesen. Kein halbwegs gut schmeckendes Lebensmittel konnte sich so lange halten. Und bei der miserablen Stromversorgung der Stadt hatte sie sicher auch nichts eingefroren. Aber das würde ich wohl gleich herausfinden. In der Zwischenzeit setzte ich mich auf das Sofa und schaute mich um. Die Sessel wollte ich lieber nicht riskieren, denn ich hatte ehrliche Angst, dass sie unter mir zusammenbrechen würden. Und ich wollte mir wirklich nicht von einem Sessel das Genick brechen lassen.

Zum ersten Mal seit fast einer Woche zog ich jetzt meinen schwarzen Mantel aus und schnallte meinen Waffengurt ab. Es war erstaunlich, wie leicht ich mich fühlte, als ich das unsägliche Gewicht endlich von meinen Schultern nahm. Der Waffengurt alleine war schon schwer genug. Die ganze Ausrüstung, die daran befestigt war, wog bereits mehrere Kilogramm, aber der Mantel war das Schlimmste. Das Teil war aus einem speziellen Material gemacht und hielt angeblich Beschuss aus Kleinwaffen aus. Das hatte ich zum Glück noch nicht getestet, aber das erklärte zumindest, warum das Ding gefühlt zwanzig Kilogramm wog. Ich überlegte kurz, ob ich ihn über einen der Sessel werfen sollte, entschied mich dann aber aus den gleichen Gründen, die mich am Hinsetzen gehindert hatten, dagegen.

Nach ein paar Minuten kam Ira schließlich zurück. Mantel und Waffengurt hatte sie ebenfalls abgelegt und in ihren Händen trug sie ein Tablett, auf dem sie zwei dampfende Tassen balancierte. Sie fluchte leise vor sich hin, während sie versuchte, nicht allzu viel zu verschütten und gleichzeitig einen Weg durch die kreuz und quer herumliegenden Kissen zu finden. Ihr Erfolg war zwar nur mäßig, aber sie schaffte es letztendlich, das Tablett sicher

auf dem Boden vor dem Sofa abzustellen.

„Ich sollte mir wirklich mal einen Tisch kaufen“, lachte sie und reichte mir eine Tasse. Das Getränk roch und schmeckte nach Kakao, hatte aber einen Beigeschmack, den ich nicht zuordnen konnte.

„Rum“, sagte sie lächelnd, als sie meinen Blick bemerkte. „Ich hoffe, das ist okay für dich.“

„Hey, das ist mein erster Kakao seit Monaten“, antwortete ich und nahm noch einen Schluck. „Ich werde mich sicher nicht beschweren, wenn jemand zwei meiner liebsten Getränke auf der Welt miteinander vermischt. Danke!“

Sie lachte kurz und setzte sich neben mich. „Weißt du, ob es weh tut?“

Ich nahm die Tasse von meinem Mund, schaute sie an und seufzte.

„Keine Ahnung“, antwortete ich ehrlich. „Ich denke aber nicht. Ich habe schon ein paar Mal mit Wächtern gearbeitet und von denen hat keiner besonders gequält ausgesehen. Klar, die Eingriffe sind umfangreich, aber du sollst danach ja einsatzfähig sein. Ich denke also nicht, dass es schlimm ist. Ungewohnt vielleicht, bis du dich an alles gewöhnt hast, aber Aro und Fen haben ja auch keine Schmerzen bei ihrer Kybernetik. Wobei die beiden allerdings auch nicht so umfangreich modifiziert sind.“

„Ich würde am liebsten abhauen“, murmelte sie und starrte auf die dampfende Tasse in ihren Händen. „Mich einfach in ein Flugzeug setzen und weg von hier. Ganz weit weg. Aber sie würden mich wieder finden. Egal, wohin ich gehe. Dieses verdammte Institut.“

Ich zog die Augenbrauen hoch. „Du weißt Bescheid?“

„Klar.“ Sie nickte langsam. „Klar weiß ich Bescheid. Ohne dieses verdammte Ding wäre das alles nie passiert. Dann würde ich jetzt vielleicht studieren oder sonst irgendwas. Aber eben nicht das. Ich habe das Gen. Das ist keine Kleinigkeit. Aber hätten diese Spinner das Institut nicht in die Luft gejagt, würde das keine Sau interessieren.“

„Kann ich verstehen“, sagte ich und schaute sie an.

„Manchmal frage ich mich auch, was gekommen wäre, wenn das alles nicht passiert wäre... Naja. Wir sind, wo wir sind. Daran können wir nichts mehr ändern... Weißt du, ich habe im Institutskrieg gekämpft. Ganz am Anfang. Das wissen nur sehr wenige. Ich habe gesehen, wozu die Menschheit fähig ist. Wohin der maschinelle Wahnsinn führen kann. Und ganz ehrlich? Ich bin dankbar, dass es Menschen wie dich gibt.“

Sie lachte bitter. „Wieso denn das?“

„Kennst du die ganze Geschichte?“, fragte ich. „Also weißt du wirklich, was passiert ist?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Na gut“, seufzte ich. „Eigentlich weiß keiner so richtig, was im Institut passiert ist. Also weder, wie es damals zur Katastrophe kam, noch, wieso es vor ein paar Jahren in die Luft geflogen ist. Aber nachdem es zerstört wurde, hat man natürlich versucht, aufzuräumen. Wissenschaftler, Militär, das Übliche. Hochoffiziell. Man wollte den Mist ja irgendwie bereinigen und die Öffentlichkeit wollte Antworten. Das Problem war nur, dass was auch immer im Institut passiert ist, leider nicht mit ihm untergegangen ist. Ein paar... Sachen sind rausgekommen aus den Trümmern. Üble Sachen. Und was auch immer im Institut passiert ist, es hat die Grenze zwischen dieser Welt und der nächsten, zwischen Vorstellung und Realität, Glaube und Hoffnung, Fantasie und Träumen gesprengt.“

„Was meinst du damit?“, fragte Ira mit zusammengekniffenen Augen.

„Lass es mich so erklären“, sagte ich. „Die Jungs vom Militär kannten natürlich die Geschichten ihrer Kameraden, die vor ihnen da waren. Also bevor der ganze Laden hochgegangen ist. Und in diesen Geschichten gab es Gerüchte über alte Götter, die auf die Erde geholt worden waren. Über Monster, Dämonen, das ganze Zeug. Und davor hatten sie Angst. Und diese Ängste wurden nun Realität. Was sie sich vorgestellt haben, wovor sie Angst hatten, all das hat sich manifestiert. Niemand weiß,

wieso. Vielleicht hat es irgendeinen wissenschaftlichen Hintergrund, vielleicht waren noch irgendwelche Maschinen aktiv. Aber vielleicht wurde auch tatsächlich die Realität selbst gesprengt. Keine Ahnung. Und jetzt denk mal nach und überleg dir, wie du das bekämpfst, was entsteht, weil du daran denkst.“

Ira schaute mich mit großen Augen an. „Du verarschst mich?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Leider nicht. Die armen Schweine vom Militär hatten keine Chance. Ganze Bataillone sind da untergegangen. Dann hat man uns geschickt. Damals waren wir aber noch nicht viele. Vielleicht tausend Mann. Die Überlegung war, dass das Übernatürliche nur bekämpft werden kann, wenn man mit der einzigen halbwegs übernatürlichen Institution des Planeten dagegen vorgeht. Und das ist nun mal der Orden. Immerhin bekämpft er seit Jahrhunderten angebliche Hexen und solches Zeug. Aber wir waren nicht vorbereitet. Nicht einmal ansatzweise. Nur wenige haben überlebt. Hätten wir damals nicht eine Handvoll Wächter gehabt, wären wir alle draufgegangen. Und deswegen bin ich sehr dankbar, dass es sie gibt.“

„Also hat... das Gen tatsächlich etwas mit dem Institut zu tun?“

Ich nickte. „Soweit ich weiß, ja. Aber wie alles, was mit dem Institut zu tun hat, erfährt man sowas nur über viele Ecken. Anscheinend wurde im Institut daran geforscht, wie Menschen... naja, zur Göttlichkeit aufsteigen können. Oder zumindest etwas in der Art. Da erzählt dir jeder etwas anderes. Aber wer dieses Gen hat, auf den trifft das anscheinend zu. Deswegen bist du eine Adeptin. Der Orden braucht außergewöhnliche Menschen.“

Ira lachte auf und leerte ihren Kakao. Es war ein bitteres Lachen.

„Tut mir leid“, sagte ich bloß.

„Du kannst nichts dafür“, murmelte sie nach kurzem Schweigen. „Ich... Ach verdammt, ich weiß gar nicht, was

ich denken soll. Ich fühle mich normal. Wie immer eben. Ich habe mich niemals anders gefühlt. Und irgendwann kamen diese Typen zu mir, quatschen mir ein Ohr ab und nehmen mich mit. Einfach so. Und es gab nichts, was ich dagegen tun konnte. Seither ist so viel passiert... Und wenn du dann erfährst, dass... naja, das, was du eben gesagt hast... Das ist irgendwie ziemlich viel.“

„Kann ich mir vorstellen“, erwiderte ich und lächelte sie an. „Aber du bist hier. Ich kann dir nicht sagen, was passieren wird. Keiner kann das. Aber ich kann dir versprechen, dass ich bei dir sein werde. Egal, was passiert. Niemand sollte sowas alleine durchstehen müssen. Und ich werde alles tun, was ich kann, damit du auch als Wächterin bei uns bleiben kannst.“

Sie schnaubte. „Und wie willst du das tun?“

„Naja, der Einsatz in einem Feuerteam ist auf Dauer sowieso langweilig. Ich glaube nicht, dass die anderen etwas dagegen hätten, wenn wir uns als Excubitoren melden.“

„Was ist das denn bitte?“, fragte sie.

„Wächter haben eine Unterstützungseinheit“, antwortete ich. „Eine Leibwache sozusagen. Das sind die Excubitoren. Der Wächter kann sie frei aussuchen.“

Ira schwieg einen Moment lang und schaute aus dem Fenster.

„Das wäre sehr schön, denke ich“, sagte sie schließlich und lächelte mich an. Dann fiel sie mir plötzlich um den Hals und drückte ihren Kopf gegen meine Brust. Gerade noch rechtzeitig konnte ich meinen restlichen Kakao in Sicherheit bringen. „Danke. Danke. Das bedeutet mir sehr viel.“

„Schon gut“, sagte ich und tätschelte ihren Rücken, doch noch während ich redete, wich sie erschrocken von mir zurück.

„Du bist ganz kalt!“, hauchte sie mit entsetzter Miene.

Ich lachte und nickte. „Ein kleines Souvenir vom Institut.“ Sofort schaute sie mich voller Interesse an. Ihre Augen

wanderten über meine Brust und ich konnte direkt sehen, wie sie permanent den Drang unterdrückte, ihre Hand auszustrecken und mich zu berühren.

„Darf ich?“, fragte sie schließlich zögerlich.

„Nur zu.“

Dann berührte sie meine Brust. Oder zumindest das wenige, was davon noch übrig war. Und das war beileibe nicht mehr viel. Die linke Seite meines Brustkorbes gab es im Großen und Ganzen nicht mehr. Von knapp unterhalb meiner Schulter bis knapp über meine Hüfte bestand mein Körper aus mehr Metall und Kabeln als aus Fleisch. Die paar Organe, die noch meine eigenen waren, wurden von künstlichen Schläuchen, Pumpen und noch vielem mehr zusammengehalten. Ich fühlte Iras Berührung zwar nicht, doch ich konnte sehen, wie sie erschauerte, als sie die Kälte spürte, die der Stahl und das Kühlsystem erzeugten. Eine Kälte, an die ich mich schon vor langer Zeit hatte gewöhnen müssen.

„Wie...?“, fragte sie. „Wie ist das passiert? Wie kannst du noch... leben?“

„Wie gesagt“, seufzte ich. „Ein kleines Andenken an das Institut. Die Geschichte erzähle ich dir ein andermal.“

Während ich sprach, stiegen vor meinem inneren Auge die Bilder von damals auf, auch wenn ich alles daran setzte, nicht daran zu denken. Bilder, die ich lange Zeit erfolgreich aus meinen Gedanken verbannt hatte, da sie mir viel zu lange den Schlaf geraubt und viel zu viele Albträume beschert hatten. Bilder, die ich für immer vergessen oder zumindest tief in meiner Erinnerung versteckt und verschlossen geglaubt hatte. Doch jetzt waren sie wieder da. Aus den Tiefen der Verdrängung zurückgeholt durch die einfache Berührung und das Erschauern einer jungen Frau, die mir am Herzen lag. Was ich an jenem Tag erlebt hatte, hatte mich für immer verändert. Nicht nur körperlich. Auch mich als Mensch. Wenn ich es beschreiben müsste, wüsste ich nicht einmal, wie ich das tun sollte. Denn was passiert war, spottete

jeder Beschreibung. Ich erschauerte. Beinahe konnte ich den eisigen Wind von damals auf meiner Haut spüren, den vernichtenden Schmerz in meiner Brust, die quälende Pein, als man mich nicht hatte sterben lassen. Es gab einen Grund, warum der menschliche Körper ab einem gewissen Punkt starb. Er war nicht dafür ausgelegt, solche Dinge zu überstehen. Schließlich schüttelte ich den Kopf, verdrängte die Bilder so gut wie möglich aus meinem Kopf und schaute Ira an.

„Ich bin jedenfalls froh, noch hier zu sein“, sagte ich mit einem Lächeln, während ich mich in ihren tiefblauen Augen verlor. „Sonst hätte ich dich nie kennengelernt.“

Sie kicherte kurz und drehte den Kopf zur Seite, doch dann erwiderte sie meinen Blick.

„Versuchst du, mit mir zu flirten?“, flüsterte sie und biss sich spielerisch in die Lippe.

„Ich hoffe, ich versuche es nicht nur, sondern tue es auch“, antwortete ich.

Ihre Augen huschten hin und her, betrachteten jeden Zentimeter meines Gesichts. Ich liebte ihren Blick. Sie war so unschuldig, lebensfroh, neugierig. Dinge, die ich schon lange nicht mehr war. Vermutlich hätte ich mich rasieren sollen, bevor ich mit ihr flirtete. Wahrscheinlich auch duschen. Und eine ganze Reihe anderer Dinge. Aber es hatte sich nun mal so entwickelt, wie es jetzt war, und die Situation hatte gepasst. Verdammt. Wie um alles in der Welt hatte ich nur den Mut zusammengekratzt, das zu sagen, was ich gerade gesagt hatte? Plötzlich schloss Ira die Augen, schüttelte den Kopf und rückte ein bisschen weg von mir.

„Was ist los?“, fragte ich sofort. Verdammt. „Hör zu, es tut mir leid. Ich wollte nicht...“

„Das ist es nicht“, murmelte sie. Eine Träne lief langsam über ihre Wange. „Das ist es wirklich nicht. Es ist... Ich bin es. Diese verdammte Narbe in meinem Gesicht. Ich bin hässlich.“

Ich seufzte, zog die Augenbrauen hoch und lächelte sie an.

Das sah sie zwar nicht, weil sie noch immer die Augen geschlossen hielt und mittlerweile vollkommen in Tränen ausgebrochen war, doch das war mir egal. Ich beugte mich zu ihr, streckte die Hand aus und strich ihr vorsichtig ein paar Strähnen ihres Haars aus dem Gesicht. Dann legte ich meine Hand auf ihre Wange und streichelte sie langsam. Wieder und wieder, bis schließlich ein kurzes Lächeln über ihre Lippen huschte und sie ihren Kopf leicht gegen meine Hand drückte. Ira war in meinen Augen die schönste Frau der Welt. Jeder Zentimeter ihres Körpers war perfekt und so schön wie ihre Seele und ihr Charakter. Und die Narbe machte sie für mich nur noch schöner, denn sie bewies nicht nur ihren Mut, sondern auch ihr Durchhaltevermögen und ihre Willensstärke.

„Du bist nicht hässlich“, flüsterte ich. „Ich finde dich wunderschön, Ira.“

Sie lächelte schluchzend und griff nach meiner Hand. „Du bist blöd.“

„Wieso denn das?“

„Weil du blöd bist“, lachte sie. „Danke, Rah.“

„Dafür doch nicht“, antwortete ich. „Ira, du bist eine kluge, wunderschöne, junge Frau. Du solltest wegen so einem Mist nicht traurig sein.“

„Es tut mir leid“, murmelte sie. „Du musst dich sicher verhöhnt fühlen... Du weißt schon, wegen deiner...“

„Vergiss es einfach und hör auf, zu weinen, ja?“

„Okay.“

Sie ließ mich los, öffnete die Augen und lächelte mich schüchtern an. Einen Moment lang saß sie einfach nur da, regungslos, die Augen auf mich gerichtet. Ich wusste nicht, ob ich irgendetwas tun oder sagen sollte, ob das der Moment war, wieder die Offensive zu ergreifen, doch noch bevor ich überhaupt über meine Unfähigkeit, richtig zu flirten, nachdenken konnte, sprang sie auch schon auf, nahm die beiden Tassen und trug sie in die Küche. Verdammte. Das wäre der Moment gewesen. Hätte ich etwas tun sollen? Hatte sie es vielleicht sogar erwartet?

Gottverdammte. Ich war zu langsam gewesen. Das war der Moment und ich hatte es verbockt.

„Was wollen wir heute eigentlich machen?“, rief sie mir plötzlich zu. Ich war dermaßen in meine Zweifel vertieft, dass ich beim Klang ihrer Stimme direkt zusammensackte.

„Also vorausgesetzt, du willst überhaupt etwas zusammen machen.“

War das ihr Ernst? Vorausgesetzt, ich wollte? War es denn gerade nicht mehr als offensichtlich gewesen, dass ich genau das wollte? Spielte sie mit mir, versuchte sie, mich aus der Ruhe zu bringen, zu sehen, wie ich reagierte? Sollte ich nochmal bestätigen, dass ich an ihr interessiert war? Oh Gott, egal, was ich tat oder sagte, wahrscheinlich war es falsch, stieß sie vor den Kopf oder stellte mich als Idioten dar.

„Klar, es würde mich freuen, wenn wir etwas zusammen machen“, antwortete ich schließlich, während ich versuchte, so viel Selbstvertrauen wie möglich in meine Stimme zu packen. Dabei stand ich vom Sofa auf und ging zum Fenster. Einfach nur dazusitzen, fühle sich irgendwie unpassend an. Mal ganz davon abgesehen, dass ich viel zu nervös war, um still sitzen zu können. Verdammte. Ich schaute durch das staubige Glas nach draußen, schaute auf die Straßen der langsam erwachenden Stadt, auf das rege Treiben auf den Gehwegen und die endlosen Autokolonnen. Wie eine endlose, leuchtende Schlange krochen sie über den Asphalt. Interpretierte ich die ganze Situation falsch? Ging ich zu weit, setzte ich vielleicht sogar alles aufs Spiel? Was, wenn Ira etwas ganz anderes im Sinn hatte, vielleicht einfach nur als Freunde Zeit verbringen wollte? Hatte sie mir überhaupt gezeigt, dass sie flirten wollte oder lag ich total daneben? Was sollte ich nur machen?

„Ich bin es gar nicht gewöhnt, mal frei zu haben“, drang schließlich ihre Stimme aus der Küche zu mir. „Keine Ahnung, was man mit einem ganzen Tag anfangen soll. Hm. Ich habe nicht mal irgendwelche normalen Kleider.“

Nur dieses schwarze Zeug. Egal. Worauf hast du Lust?“
„Keine Ahnung“, antwortete ich und atmete erleichtert aus. Ich war mehr als nur dankbar, dass wir endlich wieder redeten. „Ich bin nicht von hier. Weiß also nicht wirklich, was man hier so alles machen kann. Vielleicht können wir irgendwo essen gehen später. Ich habe seit Monaten nur diese widerwärtigen Feldrationen gegessen.“

„Gute Idee. Dann lass uns heute Mittag etwas essen gehen. Vielleicht zum Italiener? Oder warst du schon mal spanisch essen? Ach, lass uns das einfach spontan entscheiden. Ich will jetzt erstmal raus aus der Bude.“

Mit diesen Worten kam sie zurück ins Wohnzimmer. Sie hatte sich umgezogen. Zwar immer noch schwarz in schwarz, aber nicht mehr das schwere Einsatzoutfit, das sie seit Wochen am Leib getragen hatte. Sie sah jetzt vielmehr aus wie eine exzentrische Künstlerin, die einfach gerne schwarz trug. Ein simples Top, Jeans und Stiefel. Die Haare hatte sie sich so ins Gesicht gekämmt, dass man nur noch die Gesichtshälfte sehen konnte, auf der die Narbe kleiner war.

„Schick siehst du aus“, sagte ich.

„Dann wollen wir mal“, meinte sie lächelnd. „Du lässt deine Ausrüstung hier?“

Ich nickte. „Na klar. Wir haben schließlich frei. Und dank deinen Malkünsten wird hier sicher niemand einbrechen und sie klauen.“